

Zoltán Péter: Drei Wissenschaftler, drei Generationen und ein Institut

Einleitung

Den untersuchten Akteuren ist es mit Ausnahme eines jüngeren, nicht etablierten Wissenschaftlers gemeinsam, dass sie sowohl im ungarischen als auch im österreichischen Raum der Humanwissenschaften tätig sind und in beiden Räumen obere, etablierte Positionen belegen. Die drei befragten Akteure veröffentlichen ihre Arbeiten u.a. sowohl in ungarischer als auch in deutscher Sprache, und drei von ihnen sind Professoren. Die untersuchten Akteure konstituieren ein spezifisches und (insbesondere seit dem Zusammenbruch des Ostblocks) ständig wachsendes kulturwissenschaftliches Unterfeld, einen Raum, dessen präzise Dimensionen vorerst nicht einmal für Österreich und Ungarn rekonstruiert werden konnten. Wir haben es mit einem transnationalen, u.a. aus HungarologInnen bestehenden Raum zu tun, in dem (über die von uns Befragten hinaus) zahlreiche weitere etablierte und nicht etablierte WissenschaftlerInnen aktiv sind. D.h., über all die spezifischen Merkmale hinaus, die dieses Feld von den anderen (z. B. von der Germanistik) unterscheiden mag, haben wir es auch im besagten wissenschaftlichen Subfeld mit denselben Grundformen und Problemen der Wissensproduktion wie in jedem anderen akademischen Feld zu tun: mit einer relativ gut definierbaren, aber sich stets ändernden Struktur, in der allen Mitwirkenden eine bestimmte Stellung in der Hierarchie der Positionen zukommt. Es ist der Ort, von dem aus produziert, konkurriert, kollaboriert wird, und zwar je nach der zukommenden Position sowie je nach einem individuellen Lebensstil, der sich nicht zuletzt aus der Vorgeschichte oder dem primären Habitus (den man vor dem Eintritt ins wissenschaftliche Feld verinnerlicht hat) eines jeden Akteurs herleiten lässt. Im Projekt wurde bislang erst ein Bruchteil des geschilderten Feldes untersucht, und zwar drei der oben positionierten Akteure und ein junger Nachwuchswissenschaftler dieses durchaus umfassenden Raumes.¹

Hypothese: Soweit in den letzten 15 Jahren eine Verschlechterung der allgemeinen Situation im humanwissenschaftlichen Feld zu registrieren ist, geht sie laut unserer Annahme auf die Verschiebung der Kräfteverhältnisse zwischen dem ökonomischen und dem kulturellen Diskurs zurück; darauf, dass der kulturelle gegenüber dem ökonomischen Diskurs in den letzten 15 Jahren von seiner früheren symbolischen Bedeutung verloren hat, sprich, dass ein Teil des ihm etwa in den 1970er und 1980er Jahren zuerkannten „Wertes“ verloren ging und dass die Höhe seines heute kassierbaren „Kredits“ und beispielsweise das Ausmaß seiner sozialen oder gar staatlichen Anerkennung vielleicht mehr als je zuvor vom Ausmaß und der Qualität derjenigen zur Anwendung kommenden Klassifizierungsweisen abhängt, die die Ökonomie anwendet und anerkennt. Und man kann fragen, ob nicht gerade das Gegenteil stimmt. Ob nicht gerade das Eindringen des Ökonomischen in die kulturellen, künstlerischen, humanwissenschaftlichen usw. Bereiche, mithin die Globalisierung des Wissens, seine Positionierung und sein Wettbewerb auf einem internationalen Markt, nicht jene neue Kraft ist, die neue Möglichkeiten mit sich bringt

¹ Auch die Mitarbeiter dieses Projektes gehören teilweise diesem Feld an. Als eines der besten Beispiele für die Existenz eines solchen Raumes lassen sich u.a. das Grazer SFB-Projekt über die Moderne oder die Internetplattform Kakanien revisited, Plattform für interdisziplinäre Forschung im Bereich Mittel-, Ost- bzw. Zentraleuropa anführen.

und eine Dynamisierung bewirkt, die zur Erhöhung der Qualität kultureller und wissenschaftlicher Leistungen beiträgt.²

Theoretische und methodologische Positionen des Ansatzes

Eine Lebensgeschichte ist, darin ist man sich im Grunde einig, eine nachträgliche Konstruktion des Vergangenen. Biographien sind zwar immer retrospektive Rekonstruktionen, doch sie können in einem Fall weniger, in dem anderen mehr subjektiv ausfallen, und wie es scheint, ist es nicht möglich, eine allgemeingültige These über die Stimmigkeit der überlieferten Angaben über den Lebens- oder Karriereverlauf zu formulieren.

Hans-Christoph Kollers scharfer Kritik an Schützes Vermutung, dass „mündliche Stegreiferzählungen das vergangene Geschehen im Wesentlichen so wiedergeben, wie es sich tatsächlich ereignet hat bzw. wie es damals erlebt wurde“, kann man im Wesentlichen zustimmen. „Denn“, so Kollers plausibles Argument, „diese Annahme unterschätzt den Umstand, dass eine lebensgeschichtliche Erzählung eine rhetorische Konstruktion darstellt, die der Erzähler im Prozess des Erzählens aus seiner gegenwärtigen Perspektive heraus vornimmt.“³ Werner Fuchs zufolge sind die Daten, die eine Lebensgeschichte liefert, mehrfach „antigesellschaftlicher“ Art. Viele Forscher sehen genau in der Erschließung der subjektiven Momente eines Lebenslaufes die große Möglichkeit der Biographieforschung. Dieter Baacke zum Beispiel kritisiert den Verallgemeinerungsdrang vieler Sozialwissenschaftler; sie verfallen allzu oft, so seine wohl nicht grundlose Kritik, in übertriebene Verallgemeinerungen und verfälschen die Komplexität und Vielfalt des Sozialen.⁴

Bourdieu hat die gängigen Ansätze der Biographieforschung ebenfalls kritisiert. Seinen Thesen folgend, sollten vor jeglicher Analyse einer Biographie und somit auch vor der Konstruktion eines Fragebogens zu ihr erst die genaueren Verläufe, die *Stationen* und die jeweils eingenommenen Positionen z.B. einer beruflichen Karriere rekonstruiert werden.

Die Ausrichtung des jeweils gewählten biographischen Ansatzes (die Form und der Inhalt z.B. einer biographischen Erzählung) hängt mit dem momentanen Zustand des Marktes (an dem das Interview oder die Biographie angeboten wird) zusammen. Um diese plausible „Schwäche“ der biographischen Ansätze zu *durchbrechen*, schlug Bourdieu die Einführung des Begriffs „Verlauf“ vor. Er soll „als eine Abfolge von *Positionen*“ konstruiert werden, „die ein und derselbe Akteur (...) in einem selber im Werden begriffenen und einem ständigen Wandel unterworfenen Raum einnimmt“; denn der Verlauf des Lebens folgt weniger oder gar nicht der Logik des Musters eines *immer schon wollte ich dieses oder jenes werden*, vielmehr sind die Ereignisse des Lebens „als (...) *Platzierungen* und *Platzwechsel* im sozialen Raum zu definieren, das heißt, genauer, in der Abfolge der verschiedenen Zustände der Distributionsstruktur der verschiedenen Kapitalsorten, die in dem betreffenden Feld im Spiel sind“. „Mithin kann man einen Verlauf (...) nur dann verstehen, wenn man

² Die Studie geht auf zwei Forschungsberichte zurück: Vgl. Zoltán Péter und Károly Kókai: Herkunft, Dispositionen und Stellung(nahmen). Tendenzen in den wissenschaftlichen Integrationsprozessen vor und nach der 89er-Wende am Beispiel von ausgewählten ungarischen Humanwissenschaftlern in Wien. Im Auftrag der Österreichischen Gesellschaft für Zeitgeschichte, finanziert durch das Referat Wissenschafts- und Forschungsförderung der Kulturabteilung der Stadt Wien. Februar 2006; ders.: Herkunft, Dispositionen und Stellung(nahmen) - 2. Teil. Finanziert durch die Hochschuljubiläumsstiftung der Stadt Wien, Juni 2006. [Forschungsbericht]

³ Hans-Christoph Koller: Bildung und kulturelle Differenz. Zur Erforschung biographischer Bildungsprozesse von MigrantInnen. In: Margret Kraul/Winfried Marotzki: Biographische Arbeit. 2002, 92-116.

⁴ Vgl. Dieter Baacke nach Fuchs, in: Werner Fuchs-Heinritz: Biographische Forschung. 2000, 123.

zuvor die Abfolge der Zustände des Feldes konstruiert hat, in dem er sich vollzogen hat, also die Gesamtheit der objektiven Relationen, die den betreffenden Akteur – zumindest in einer gewissen Anzahl relevanter Zustände des Feldes – mit der Gesamtheit der im selben Feld tätigen und mit demselben Raum des Möglichen konfrontierten anderen Akteure verbindet.“⁵

Zur Methode

Die Erhebungs- und Auswertungsmethode des gesamten Projektes folgt vielen Zügen des von Bourdieu vertretenen kultursociologischen Ansatzes und verwendet dazu auch einige Aspekte der neueren qualitativen Methoden insbesondere der Biographieforschung.⁶

Eine der wichtigsten methodischen Grundoptionen war und ist es in diesem Projekt, möglichst viele objektive Informationen über die von uns Befragten zu sammeln; und das nicht zuletzt deshalb, weil angenommen wird, Erhebungen mit narrativen Interviews würden mehrfach subjektive Konstruktion liefern. Doch um das Ausmaß und die Form subjektiver Wahrnehmungen und möglichst genau ihre Muster ermitteln zu können, kann auf die Rekonstruktion der anderen Seite, sprich auf die Rekonstruktion der objektiven Strukturen, insbesondere der Bedingungen, unter denen die zu erforschenden Karrieren entstehen konnten, nicht verzichtet werden. Einen weiteren Aspekt der Methode bildet die Analyse der je eingenommenen beruflichen Positionen – unter anderem der Stellung im wissenschaftlichen Feld, aus der heraus die Befragten (und auch die Fragenden) zum Zeitpunkt des Interviews ihre Stellungnahmen abgaben.

Das Leitprinzip bei der Interpretation der Karrieren steht im Zeichen des Aufeinander-Beziehens oder der Kontrastierung der auf Basis der sozialen Daten re-konstruierten Annahmen und der in den Interviewtexten geäußerten Stellungnahmen. In einem ersten Arbeitsschritt wurden die identischen und differierenden Inhalte und Orientierungsmuster zwischen den zwei Ebenen – die Unterschiede zwischen den im Interview geäußerten und den aus unseren Recherchen hervorgehenden Karriereverlaufsmustern herausgearbeitet. Als ein wesentliches Ergebnis des Gesamtprojektes werden die aus der Kontrastierung der zwei Ebenen sich als wahrscheinlicher erwiesenen Leseweisen, den Verlauf der Karrieren (eingebettet in ihre jeweiligen sozialen Kontexte) betreffend, angesehen.

Kontexte der geäußerten Stellungnahmen

Die in diesem Projekt bislang untersuchten und künftig zu untersuchenden Karrierenverläufe der in Österreich lebenden ungarischen WissenschaftlerInnen des kultur- und sozialwissenschaftlichen Bereiches lassen sich in drei Kontexte einordnen. Zum einen haben wir es bei der Untersuchung mit WissenschaftlerInnen zu tun, die sich in unterschiedlichen Ausmaßen als Akteure im gesamten akademischen Feld von Österreich, d.h. in einem umfangreichen, komplexen und heterogenen Raum, lokalisieren lassen. Zum anderen bzw. parallel dazu konstituieren die selben Akteure einen engeren, deutlich homogenen, transnationalen Forschungsraum, der, vermittelt durch die Mitglieder dieses Raumes, unter anderem mit den humanwissenschaftlichen Institutionen und den österreichischen und ungarischen Akteuren auf verschiedene Arten verbunden ist.

⁵ Vgl. Bourdieu: Die biographische Illusion. In: Bourdieu: Praktische Vernunft. 1998, 82f.

⁶ Werner Fuchs-Heinritz: Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden. 2000, 202.

Die Population dieses *Unterfeldes*⁷ oder, wie es in einem der Interviews treffend formuliert wurde, dieser „Insel“, die als Ort „natürlicher“ und nicht bloß formaler Begegnungen und Austauschprozesse fungiert, wird per definitionem auf 50 bis 60 Akteure geschätzt.⁸ Hierbei handelt sich um eines von vielen nationalen und transnationalen Teilfeldern wissenschaftlichen Handelns in Österreich, um ein Unterfeld, in dem unsere Befragten in bestimmtem, von Akteur zum Akteur verschiedenem Ausmaß mit unterschiedlichen Ansätzen und Forschungsdisziplinen beteiligt sind (sie nehmen – oft ohne es geplant zu haben – z.B. an den selben Konferenzen teil, planen und führen gemeinsam Projekte durch, bewerben sich – oft ohne es zu wissen – um finanziellen Mitteln bei dem selben Förderinstitut und ähnliches mehr).

Es geht hierbei also ausschließlich um WissenschaftlerInnen, die kulturelle Fragen Ungarns und/oder Österreichs aus Österreich aus zu ihrem Forschungsschwerpunkt gemacht haben und gleichzeitig bewusst oder unbewusst als Kulturvermittler fungieren. Es geht also um Akteure, die, je nach Positionen und Schwerpunkten variierend, in einigen Fällen eng zusammenarbeiten, kleinere oder größere Gruppen oder Konstellationen bilden, in anderen Fällen im Konkurrenzverhältnis stehen oder sich gegenseitig ignorieren. (Eine weiterführende Studie könnte sich z.B. zur Aufgabe machen, zu untersuchen, welche Herkunft und soziale Bedingungen hinter den erfolgreichen und weniger erfolgreichen Karrieren in diesem Feld stehen. Es ist, ohne folgendem allzu große Bedeutung beizumessen, auf jeden Fall Tatsache, dass zwei von zehn bestpositionierten, in Österreich tätigen, ungarischen Humanwissenschaftlern adeliger Abstammung sind, also ihre Karriere mit Dispositionen starteten, die in diesem Berufsfeld durchaus als vorteilhaft bezeichnet werden können.)

Einen u.a. von Historikern und Hungarologen belegten transnationalen Raum gab es lange vor der 89er Wende selbstverständlich auch, doch liegen erhebliche Unterschiede vor: Während in den 1970/80er Jahren (und besonders auch in den 50ern) der *Beitritt* in ein solches wissenschaftliches Feld oder die Gründung eines solchen für WissenschaftlerInnen des „Ostblocks“ eine höchst politische Angelegenheit gewesen war, ist die heutige Situation selbstverständlich bedeutend anders. Die wissenschaftlichen Vernetzungen passieren derzeit in der Regel abseits der Politik. Heute kann jede oder jeder, sofern die nötigen Beziehungen und Kompetenzen vorhanden sind, die die österreichischen Forschungseinrichtungen voraussetzen (z.B. Sprachkenntnisse), etwa in Wien genauso arbeiten wie in Budapest (wobei die Löhne in Wien erheblich höher sind als in Budapest und die ökonomische Verlockung auch dementsprechende Anziehungskraft ausübt). Der Globalisierungsprozess nach der 89er Wende und die EU-Erweiterung haben auch in diesem transnationalen Raum zu einer erhöhten Konkurrenz geführt. Tatsache ist, dass die Zeit, in der es zum Beispiel für eine ausgeschriebene Assistentenstelle nur

⁷ Die Verwendung des Feld- und des Habitusbegriffs geht auf Bourdieus Ansatz zurück.

⁸ Wenn man anhand einer erweiterten Befragung alle 50 der in der Liste befindlichen Akteure ersuchen würde, bekannt zu geben, wer ihrer Ansicht nach noch zu einem solchen Raum gehört, würde sich die bestehende Anzahl der Akteure wahrscheinlich mindestens um das Fünffache erhöhen.

Als einer der besten Belege für die reale Existenz eines solchen Feldes lassen sich z.B. die im Umkreis des Grazer SFB-Projektes oder der Internetplattform Kakanien revisited (Plattform für interdisziplinäre Forschung im Bereich Mittel-, Ost- bzw. Zentraleuropa) wirkenden Autoren anführen. Dazu gehören außerdem einige im Umkreis des Institutes der Finno-Ugristik, des Österreichischen Ost- und Südosteuropa-Instituts und des Instituts für Osteuropäische Geschichte wirkende WissenschaftlerInnen.

einen einzigen Bewerber gab (wie dies in den 70 er Jahren bei Respondent 1 der Fall war), schon längst vorbei ist. (Vgl. Sq3 von R1)

Hinsichtlich des Forschungsinteresses und des budgetären Rahmens ließen sich diese Karrieren sicherlich in allen drei Kontexten – dem universitären Kreis Ungarns und Österreichs sowie dem des transnationalen Raumes – orten und untersuchen. Dieser Teil des Projektes zielt betont auf die Untersuchung des transnationalen Raumes ab, genauer auf eine der in ihm angesiedelten *Konstellationen* und auf den Verlauf von drei Karrieren. Der Begriff Konstellation bezieht sich im allgemeinen auf eine bestimmte Anzahl von Akteuren, die durch ein gemeinsames Anliegen oder Thema eng (enger als im sozialen Feld, System oder Netzwerk) miteinander verbunden sind und sich daher bei der Produktion oder bei der Entwicklung eines bestimmten Programms gegenseitig, und somit das Profil der Produkte, die sie schaffen, maßgebend beeinflussen.⁹ Im Sinne dieser Definition bilden die drei untersuchten Akteure eine in thematischer Hinsicht breite Konstellation. Sie gehen zwar thematisch und disziplinär unterschiedliche Wege, stehen aber seit langem in engem Kontakt zueinander.

Die drei Universitätsinstitute

Es gibt an den österreichischen Universitäten drei Institute, an denen auch in ungarischer Sprache unterrichtet und studiert wird. Es liegt auf der Hand, dass diese staatlichen Bildungseinrichtungen für Studierende, die entweder die deutsche Sprache nicht auf muttersprachlichem Niveau beherrschen, oder für Studierende, die sich aus bestimmten Gründen besonders für die ungarische Kultur interessieren und im Besitz eines relativ hohen Wissens (Startdispositionen) sind, eine erhebliche Erleichterung für das Studium bedeuten. Sowohl einer der höchsten Positionen belegenden und zugleich angesehensten Historiker (den wir bislang noch nicht interviewt haben) in diesem Raum als auch R1 und R3 fingen mit einem anderen, von ihrem ursprünglichen kulturellen Hintergrund vollkommen unabhängigen Studium an – R1 mit Politikwissenschaft und R3 mit Rechtswissenschaft. Doch sie landeten – und das dürfte im Falle des Humanbereiches die Regel und nicht die Ausnahme sein – alsbald auf einem der österreichischen oder ungarischen Institute bzw. in deren Umkreis, die ihren kulturellen Hintergründen näher stehen als die ursprünglich geplanten. (Es wäre aufschlussreich, folgende Merkmalszusammenhänge etwas ausführlicher zu untersuchen: inwiefern hängen die nachstehenden Merkmale zusammen: das Alter, in dem die Betroffenen migrierten, der familiäre Hintergrund, die sprachlichen Kompetenzen, Studienwahl, der Forschungsschwerpunkt und nicht zuletzt der politische, ideologische Rahmen, innerhalb dessen die Karrieren sich abspielten. Es kann wohl vorausgeschickt werden, dass sich diejenigen WissenschaftlerInnen, die einen großen Teil ihrer Kindheit in der ursprünglichen Heimat verbrachten, häufiger mit der Kultur ihres Landes befassen als die, die in Österreich geboren worden sind.)

Positionen und Stellungnahmen

Respondent 2

Da R2 seinen Forschungsschwerpunkt größtenteils rein sprachwissenschaftlich anlegt und sich selten fachübergreifenden, den Kulturbereich betreffenden Fragen widmet, gehört er nur am Rande dem hier (re-)konstruierten kulturwissenschaftlichen Raum

⁹ Martin Mulsow und Merchelo Stamm (Hrsg.): Konstellationsforschung. Suhrkamp, Frankfurt a. M., 2005.

an. Aufgrund seines gesamten Tätigkeitsprofils ist er vielmehr im transnationalen, sprachwissenschaftlichen Raum der Finno-Ugristik¹⁰ (wo er eine etablierte Position inne hat) und an den entsprechenden Universitätsinstituten Ungarns und Österreichs zu orten.

Als Leiter eines sprachwissenschaftlichen Institutes in Budapest hat Respondent 2 Mitte der 70er Jahre ein Angebot erhalten, an der Universität Wien ein Institut für Finno-Ugristik aufzubauen und zu leiten. Es handelt sich wohl um einen über die reine Wissenschaftsbetriebsamkeit hinausgehenden Auftrag, in dessen Zentrum kein politisch orientierter, sondern ein sehr fachorientierter Wissenschaftler steht. Das Interesse für ein ungarisches Institut an der Uni Wien in den 75er Jahren mochte überwiegend von wissenschaftlichen Erwägungen geleitet gewesen sein, doch dieses in der so genannten Kreisky-Ära gegründete Institut beinhaltet zumindest eine politische Implikation; einen politischen Annäherungsgestus, gerichtet an ein historisch nahe stehendes östliches Nachbarland. Die Bestätigung des von der Universität Wien vorgeschlagenen Professors lief in Budapest selbstverständlich über höchste politische Ebenen, denn bekanntlich war es in den 70er Jahre nicht so ohne weiteres möglich, in den so genannten feindlichen Block zu übersiedeln.

Aus einfachen Verhältnissen kommend gelang unserem Interviewpartner innerhalb kurzer Zeit der Aufstieg an die obere Position eines sprachwissenschaftlichen Institutes in Ungarn. Während R1 gerade wegen seiner Herkunft in den 60/70er Jahren kein humanwissenschaftliches Studium in Ungarn hätte absolvieren können, schaffte R2, nicht zuletzt von einer solchen Maßnahme mitbedingt, den Aufstieg.

Eine gut durchdachte, durch Stipendien unterstützte Förderung begabter Bauern- und Arbeiterkinder war nach dem zweiten Weltkrieg tatsächlich vonnöten. Wäre vonnöten gewesen. Aber in der damaligen Weisungsgesellschaft hat die Partei die Losung ausgegeben, die Vorgabe gemacht, dass so und so viel Prozent der Schüler und der Studenten waschechte Proletarier sein müssen, was in dem Maße, in dem das Industrieproletariat schwand, immer schwerer zu erfüllen war. Erst nach Erfüllung des Proletarier-Anteils wurden Bauernkinder gefördert, schließlich die Kinder des städtischen Kleinbürgertums und zuletzt die Kinder jener, die Selbständige waren oder Intelligenzberufe ausübten. Und die Kinder jener Eltern, die in der Zwischenkriegszeit Besitz irgendeiner Art hatten, Geschäftsleute, Diplomaten, Offiziere oder hohe Beamte, Amtsinhaber oder Adelige waren, wurden mit einem X bezeichnet. Ein X stand neben den Namen dieser Kinder, gleichsam deren Zukunft auslöschend. Bis zum Ende der 60er Jahre kann ich das für die Mittelschule, für das Gymnasium bezeugen, bis zum Ende der 70er hat es Zulassungsbeschränkungen aufgrund solcher Kriterien an den ungarischen Universitäten und Hochschulen gegeben. Es braucht wohl nicht betont zu werden, wie kontraproduktiv diese Selektion war, denn es wurden abstammungsbedingt haufenweise Minderbegabte gefördert (nur andere als vor dem Krieg), während echte Talente nur deswegen nicht zum Zuge kamen, weil ihr Vater oder ihre Mutter zwanzig oder dreißig Jahre zuvor dies oder das waren. Aber es hat sehr, sehr lange, eigentlich bis zum Zusammenbruch des Realsozialismus gedauert, bis diese Mentalität endlich verschwunden war. Da aber hatte die sozialistische Nomenklatur ohnehin längst ihre eigene Aristokratie und ihren mittleren Adel. Die wiederum jetzt an

¹⁰ Damit ist eine über die bestehenden offiziellen *Finno-Ugristische-Gesellschaften* hinausgehende bzw. diese umfassende Population gemeint.

den Rand gedrängt werden – sofern sie nicht zu Kapitalisten wurden. (Sequenz 1 von R1)

Und genauso ausschlaggebend ist es, dass beide Akteure, die unter der kommunistischen Herrschaft als „Volksnahe“ und „Volksfremde“ einander gegenüber gestellt wurden, ihre Karrieren schließlich im Ausland, im damals verfeindeten „Lager“ und in nahe stehenden wissenschaftlichen Fächern begannen. Im Unterschied zu R1 hätte jedoch der ehemals „volksnahe“ Akteur im Falle einer Ablehnung der Möglichkeit der Übersiedlung nach Wien seitens der ungarischen politischen Behörden seine wissenschaftliche Laufbahn auch in Budapest vollziehen können. Wäre er aber in Wien mit dem selben familiären Hintergrund zur Welt gekommen, so wären seine Chancen – wie einschlägige Studien ähnlicher Verläufe gezeigt haben –, karrieremäßig derart aufzusteigen, deutlich geringer gewesen.

Mit ca. 40 Jahren, ausgerüstet mit der nötigen Qualifikation, dem akademischen Titel und einem guten Ruf, setzte er nach der Übersiedlung seine wissenschaftliche Laufbahn geradezu bruchlos und unbeschwert bis zu seiner Pensionierung an der Universität Wien fort. Wir dürften es hier mit einer seltenen, aber wahrscheinlich nicht einzigen wissenschaftlichen Laufbahn osteuropäischen Ursprungs zu tun haben, die im bedeutenden Maß als „Autonomie-bevorzugend“ zu charakterisierend ist; und das, obwohl sie ihren Anfang (und gerade Frühprägungen sind bekanntlich nachhaltig) unter der kommunistischen Herrschaft, d.h. unter überwiegend autonomiefeindlichen Strukturen genommen hat. Trotz mehrmaliger Versuche, die wohlbekannten, aber oft pauschalen Unterschiede zwischen den wissenschaftlichen Bedingungen vor und nach der Übersiedlung, vor und nach der *Wende* von ihm schildern zu lassen, konnte er uns von keinen gravierenden Unterschieden erzählen: „Ich sage das, ohne die Einrichtung verherrlichen zu wollen, aber das sprachwissenschaftliche Institut war ein besonderes Institut, es war eine Insel, dort hat ein freier Geist geherrscht. Die in den Arbeitsplan („Tervmunka“ genannt) aufgenommenen Projekte hat man natürlich durchführen und präsentieren müssen, aber man hat uns z.B. nicht vorgeschrieben, was zu tun war.“ Er hat die Übersiedlung auch im politischen, sozialen Sinn nicht als große Änderung in seinem Leben erlebt. „Wenn ich z.B. ein Russe oder Rumäne gewesen wäre, hätte ich das Ganze wahrscheinlich anders erlebt, es hätte mich vielleicht mehr überrascht, aber als Ungar habe ich gewusst, dass es ein derartiges Leben gibt. Ich war also von Wien nicht überrascht, aber es war trotzdem angenehm, zu erleben, wie das Leben hier wirklich ist.“

Mit der Inselmetaphorik möchte der Interviewpartner offensichtlich daran erinnern, dass trotz bekannter Übergriffe der ehemaligen politischen Elite des Realsozialismus auf den Autonomieanspruch der Wissenschaft Lücken vorhanden waren, die, wenn man sie in Anspruch nehmen wollte, einen bestimmten Freiraum für die wissenschaftliche Arbeit ermöglichten.

Respondent 3

Kontextuelle (Re-)Konstruktionen¹¹

R3 ist 35 Jahre alt, er schloss in der Zeit der Interviewaufnahme gerade seine literaturwissenschaftliche Diplomarbeit ab; eine Arbeit, in der er sich mit der Rezeptionsgeschichte eines namhaften deutschen Dichters in Ungarn beschäftigt. Im Alter von 15 Jahren, 1986, verließ unser Respondent gemeinsam mit seiner Mutter und Schwester Rumänien und kam nach Österreich. Nach der Matura, die er in einem Wiener Gymnasium absolvierte, inskribierte er 1992 an der Uni Wien Rechtswissenschaften. Da sich das gewählte Fach jedoch für ihn bald als Fehlentscheidung herausstellte, begann er bald darauf an einem der Institute zu studieren, an dem auch auf ungarisch unterrichtet wurde und kombinierte dieses mit einer weiteren literaturwissenschaftlichen Disziplin. Mit bescheidenem finanziellem Hintergrund ist er nun gerade dabei, seine literaturwissenschaftliche Laufbahn fortzusetzen. Angesichts des Alters, des akademischen Grades, der Anzahl seiner Publikationen und den von Kollegen erhaltenen symbolischen Anerkennungen gehört er zu den *kommenden* Literaturwissenschaftlern des besagten Raumes bzw. Faches. R3' primären, d.h. insbesondere in seiner Kindheit angeeigneten kulturellen und sozialen Dispositionen, die die Wahl des zweitgewählten Studiums nicht nur maßgeblich bedingten, sondern auch dessen Verlauf mitlenkten, lassen sich im Grunde als günstig bezeichnen: a) R3 hatte die Möglichkeit, sich viele der Startdispositionen, die ein humanwissenschaftlicher Beruf fordert, bereits „in der Wiege“ (vom Vater, dem Literaturwissenschaftler, von der Mutter der Lehrerin) anzueignen. b) Da er an einem österreichischen Gymnasium maturierte, konnte er sich weitere, für das Studium unerlässliche Bildungskapitalien auch aneignen. Kapitalien, die, wenn man sie einmal hat, anscheinend weniger Wert sind, als wenn man sie nicht hat – davon zeugt auf jeden Fall R1' Stellungnahme:

Es hat viele Jahre gedauert, bis ich mir ganz sicher war, dass die Gründung und die Existenz dieser Schule¹² ein Irrtum der ungarischen Emigration war. Ein verständlicher, erklärbarer Fehler, aber es wäre trotzdem besser gewesen, ihn nicht gemacht zu haben. (...) Damals wurde gesagt und als Existenzberechtigung angeführt, dass Kastl auch jenen zur Matura ver helfe, die beim Eintritt in die Schule kein Deutsch sprechen konnten. Tatsache ist, dass man sich damit ein Jahr ersparen konnte. Aber ich hätte gern erst mit 21 in einem österreichischen oder deutschen Gymnasium maturiert, wenn ich dafür fehlerfrei hätte Deutsch sprechen können. Die mangelhafte Sprachbeherrschung, das Fehlen des souveränen Gebrauchs der Sprache war mir und ist mir bis heute ein gewaltiges Hindernis. Ich habe zusammengerechnet tausende Arbeitsstunden, ganze Arbeitsjahre damit verloren, weil ich ständig nachdenken und nachschauen musste und noch immer muss. Der gewichtigere Grund, mit dem die Existenz der Schule untermauert wurde, war die Pflege und das Aufrechterhalten des Ungarntums im westlichen Ausland. Nun, auch dies wurde zu einem spektakulären Fiasko.

¹¹ In diesem Kapitel zusammengefasste Angaben zur Person resultieren: a) aus der im Zuge der langjährigen Bekanntschaft zwischen R3 (sowie R1) und dem 2. Interviewer bzw. Autor bekannt gewordenen biographischen Daten und b) aus den im Interview geäußerten Stellungnahmen. Da der 1. Interviewer den Befragten so gut wie gar nicht gekannt hat, beinhaltet der Interviewtext alle biographischen Daten, die für die Nachvollziehbarkeit der Interpretation wichtig sind.

¹² Es handelt sich um das Ungarische Gymnasium mit Internat für etwa 300 SchülerInnen in Kastl bei Amberg in der Oberpfalz (1958-2006). [Anmerkung des Autors]

Abgeschnitten vom Pulsschlag der lebendigen Gegenwartskultur in Ungarn, die wegen Ansteckungsgefahr nicht berührt werden durfte, assimilierten sich die Jugendlichen der zweiten Generation in Scharen, in Massen. Sie waren innerhalb weniger Jahre vollständig verschwunden, da hat Kastl rein gar nichts bewirken können. Diese beiden Sachen konnte ich damals natürlich noch nicht sehen. (Sq.2 von R1)

Konstruktion des Respondenten

Trotz der günstigen Ausgangssituation ging es für R3 mit der Aneignung schulischer Bildungskapitalien in Österreich aber mehr schlecht als recht voran. Er nimmt an, dass der Großteil seiner Kenntnisse, mit denen er die Uni betrat, nicht aus dem Gymnasium, sondern aus der Zeit vor der Übersiedlung stammten. „Der Unterricht in diesem Wiener Gymnasium war wie in einer vorstädtischen Schule, es wurde also auf einem außerordentlich niedrigen Niveau unterrichtet. Während die Schule, in die ich zu Hause ging, (im Sinne der dortigen Gegebenheiten) eine Eliteschule war.“

Trotz der günstigen Startdispositionen für das Studium im Humanbereich (wie es im Vorfeld angenommen wurde) hatte R3 nicht nur im Gymnasium, sondern auch während des literaturwissenschaftlichen Studiums mit zahlreichen Problemen zu kämpfen. Durch die politische Situation im Ursprungsland und der damit zusammenhängenden Spaltung der Familie wurde der junge Schüler aus dem vertrauten, der durch und durch kulturorientierten Umgebung gerissen und geriet nach der Zuwanderung wiederum in eine Art Mikrokosmos. Dieses Mal landete er jedoch in einem umkehrt konstituierten „Ghetto“, der sich aus verschiedenen, vor allem in der Hierarchie des sozialen Raumes an unterer Stelle positionierten Flüchtlingen zusammensetzte. Es vergingen etliche Jahre – erst als er mit dem studentischen Leben in Berührung kam, trat er in eine mit der früheren Zeit vergleichbare soziale Umgebung ein.

Die durch die Migration bedingten Änderungen empfand und erlebte R3 nachvollziehbarer Weise nicht als Aufstieg, sondern als Niedergang. Und das vor allem deshalb, weil sich trotz kommunistischer Herrschaft in Rumänien das Leben der Familie „wie in einer bürgerlichen Zelle“ vollzog, die mit der Übersiedlung nach Österreich für ihn endgültig zu einem Ende kam, oder, um bei seiner Metaphorik zu bleiben, tot war. Mit diesem Bruch ging ein starker „Autoritätsverlust“ einher; dieser wurde aber – so vermutet er – nicht nur durch die Abwesenheit des Vaters (der vor allem aus moralischen Gründen nicht emigrierte), sondern auch durch die zurückgelassene bürgerliche soziale Umgebung ausgelöst. Es stellte sich rasch nach der Übersiedlung ein Gefühl des „Autoritätsverlustes“ ein, und zwar eines Verlustes „an den [er sich] als fünfzehnjähriger Bub klammerte“. Am deutlichsten äußerte sich dieses Gefühl des Mangels in der Schule, wo er sich ganz und gar als Fremder vorkam.

Deshalb konnte und wollte ich wahrscheinlich die Regeln dieses Schulsystems nicht akzeptieren – es war kein Auflehnen, ich habe die Regeln in der Schule nicht einmal gespürt. Ein typisches Beispiel: Ich saß im Biologieunterricht und schrieb einen Brief nach Hause, an einen Freund. Und die Professorin hat mich gefragt: ‚Was machst du da?‘ Ich habe ganz normal geantwortet: ‚Ich schreibe einen Brief an zu Hause‘. Sie war natürlich sehr empört, aber ich glaube sie hat die Situation nicht wirklich begriffen. Sie war auf jeden Fall nicht empört, weil ich einen Brief geschrieben habe, sondern sie war über die Natürlichkeit empört, mit der ich geantwortet habe, ich war nicht einmal frech, ich habe geantwortet, wie wenn das ganz normal wäre, im Biologieunterricht einen Brief nach Hause

zu schreiben. Also für mich gab es diese Autorität am Anfang gar nicht. (Sq.3 von R3)

Die „Integration“ hat durch mehrere Jahre hindurch auf gar keiner Ebene funktioniert, weder in der Schule noch privat: „Daher drehte [er] bald dem Ganzen den Rücken zu und las am Schluss sogar die deutschen Autoren auf ungarisch“.

Interpretation

Aus dem Aufeinanderbeziehen der obigen zwei Konstruktionen, d.h. aus dem Verlauf des beruflichen Weges aus der Sicht des Interviewten und der aus dem Kontext (objektive Abschnitte, soziale Bedingungen des Lebensverlaufs usw.) dieses Verlaufs aufgestellten Annahmen leiten sich folgende Ergebnisse ab: Die Bedingungen für eine akademische Karriere werden etwa seit den 90er Jahren sind im allgemeinen schlechter als etwa 20 Jahre davor. Insofern findet Respondent 3 Bedingungen vor, die für ihn weniger günstig sind als die Bedingungen für R1, R2 bzw. für ihre Generation. Wir müssen zweitens annehmen, dass die in der Kindheit angeeigneten Dispositionen, welche für die eingeschlagene akademische Karriere als vorteilhaft (insofern auch vorteilhafter als für R1 und R2) gelten, einflussreich waren. Alles deutet darauf hin, dass sich ein bestimmter Anteil der „in der Wiege“ einverleibten Orientierungen und Kenntnisse in der „Fremde“ für unkonvertierbar und unvorteilhaft erwiesen. Obwohl er in einer intellektuellen Familie aufwuchs, wurde der Glauben von R3 an die Sinnhaftigkeit eines geisteswissenschaftlichen Studiums immer wieder erschüttert.

R3s primärer Habitus (seine bis zu Beginn der eingeschlagenen wissenschaftlichen Laufbahn als relativ dauerhaft oder invariant erwiesenen Dispositionen) war maßgeblich von den vom Vater ausgehenden Klassifizierungsweisen und Weltanschauungen geprägt: D.h. von kulturellen Codes eines bürgerlich-konservativen Vaters, der seinerseits von den sozialen, politischen Umständen im Ursprungsland und von den Vorstellungen und Praktiken der Minderheit, oder, um es noch deutlicher auszudrücken, von den sich für die Situation der Minderheiten engagierenden intellektuellen Diskursen geprägt war. Ein Teil dieser bis zu seinem 15. Lebensjahr angeeigneten Codes stellten sich nach der Übersiedlung, insbesondere im Gymnasium, als belanglos oder unverwertbar heraus und führten zu einigen Schwierigkeiten. Mit der Aufnahme des geisteswissenschaftlichen Studiums begann für R3 eine neue Periode, die durch die Ähnlichkeit seines kulturellen Hintergrundes mit den gewählten Fächern viele Erleichterungen und im Laufe des Studiums auch eine ganze Reihe von Umcodierungsprozessen zur Folge hatte.

Respondent 1

Der Verlauf dieser Karriere, ihre *objektiven Stationen* wurde im Vorprojekt diskutiert, die folgende Analyse knüpft an die dort formulierten Thesen an.

Ich inskribierte Publizistik und Politikwissenschaft, es wurde mir anstandslos die Studienbeihilfe bewilligt. Alles schien auf dem besten Wege zu sein. Dem war aber nicht so. Ich habe weder das Studium noch meine gesellschaftliche Umgebung anregend gefunden. Publizisten wie Politikwissenschaftler haben absolut dumpf – das war mein subjektiver Eindruck, der nicht unbedingt den wahren Gegebenheiten entsprechen muss – in Fließbandarbeit, Akkordarbeit die Studentenschaft unterrichtet. Jene „freie Universität“, die ich, wenn auch nur für Augenblicke, an der Accademia in Venedig und an der Uni München gesehen habe, war 1970/71 in Wien noch nicht vorhanden. (...) Auch die Prüfungen haben keine Schwierigkeiten verursacht, die nötige Anzahl für die

Studienbeihilfe mit einem entsprechenden Notendurchschnitt habe ich locker geschafft. (...) Doch ich habe mich nach drei Semestern exmatrikulieren lassen und mich entschlossen, aus Wien wegzugehen. Zu diesem Entschluss, die Universitätslaufbahn zu verlassen (denn ich dachte nicht daran, die Entscheidung je rückgängig zu machen) hat wesentlich dazu beigetragen, dass ich absolut kein Gefallen an der bürgerlichen Lebensweise mehr fand. Es war nämlich klar, dass sich ein hoffnungsvoller Jungjournalist nicht in dreckigen Jeans im Dreieck Redaktion-Kaffeehaus-Event bewegen kann, sondern doch eher in modischer Kleidung. Und als Fortbewegungsmittel kein altes Fahrrad, sondern wenn schon einen passablen Gebrauchtwagen benutzen soll. Und wohnen sollte er bitteschön nicht in einer schlampigen Wohngemeinschaft, sondern in einer schmucken Garçonnière. An sich, das heißt rein technisch gesehen, hätte sich das alles realisieren lassen. Ich hätte nur zur Bank gehen und einen gar nicht so großen Kredit aufnehmen müssen. Dann wären alle Probleme mit einem Schlag gelöst worden, inklusive der Frage, womit ich mich in den darauf folgenden zehn Jahren beschäftigen werde: Mit der Ratenrückzahlung. Dazu hatte ich jedoch keine Lust. Damals haben mich schon viel eher alternative Lebensentwürfe beschäftigt, besonders die Kommunengründung. Oder die Teilnahme an einem Kommunenexperiment. (...) Und dieses Projekt habe ich in den darauf folgenden zehn Jahren mit sehr, sehr vielen verschiedenen Leuten und an wechselnden Schauplätzen zu verwirklichen versucht. Es hat sehr lange gedauert, bis ich einsehen musste, dass das zumindest für mich nicht funktioniert. Bis ich schließlich müde geworden war. Ganz genau im Jahre 1981 habe ich das Handtuch geschmissen, nachdem ich die radikalste der bis dahin von mir erlebten Kommunenorganisationen kennengelernt habe, die Mühl-Kommune. Ich war kein Mitglied dieser Kommune, die haben mich wegen meiner kritischen Kommentare nicht genommen, in ihrem Jargon hieß es, ich sei bereits zu verknöchert. Aber ich war oft Gast in der Praterstraße, in der Garnisongasse, im kleinen Eckhaus gegenüber der unlängst erbauten Notendruckerei der Nationalbank und am Friedrichshof. Also ich hatte profunde Einblicke in das Innenleben dieser Kommune, und nach einem halben Jahr, dreiviertel Jahr war ich maßlos enttäuscht. Ich musste einsehen, weil ich bei allem Idealismus doch kein Volltrottel war, dass diese angeblich freie und autonome und nicht entfremdete Sache nicht funktioniert, in keiner Weise funktioniert, dass sie auf Lüge, Heuchelei und Unterdrückung basiert, und da hab ich also die Patschen gestreckt, bin zur Bank, hab 200 000 Schilling aufgenommen, mir eine große Wohnung gemietet und eingerichtet, und dann ging es doch Richtung bürgerliche Lebensweise. Bereits aus dieser Skizze oder Zusammenfassung ist es ersichtlich, dass mein Karriereverlauf keineswegs ein geradliniger war. (Sq.4 von R1)

R1 traf seine Studiumswahl einerseits in einer von der 68er Bewegung geprägten Zeit; in einer Periode, in der es intellektuelle Diskurse (wenn auch nur für kurze Zeit, so doch) geschafft haben, sich im ökonomischen Diskurs bemerkbar zu machen und dessen Vormarsch etwas aufzuhalten. Zum anderen rührt aber seine Sensibilität für die getroffene linksorientierte Lebensweise und insbesondere für den gewählten Forschungsschwerpunkt maßgebend von seiner extrem schlechten, von den Lehrkräften des Gymnasiums – den selbsternannten „Vätern“ – vermittelten Erfahrung mit konservativen bis nationalistischen Wertvorstellungen her.

Das Ungarische Gymnasium war beileibe keine Eliteschule, eher eine Erziehungsanstalt. Mit einem Haufen uns sehr ähnlichen, deklassierten, proletarisierten Kindern, die auf die gleiche Weise, d.h. durch Auswanderung oder Familienzusammenführung, aus Ungarn in den Westen gelangt waren. Daneben gab es sehr viele Schülerinnen und Schüler vor allem aus den Vereinigten Staaten und aus der Bundesrepublik Deutschland, sowie Exoten aus aller Herren Länder, aber wir „Ungarn“ wurden bald zur Zielscheibe der Angriffe der Lehrer. Die Lehrinhalte wurden vermittelt und waren bestimmt von Anhängern des Horthy-Regimes, die man heute bestenfalls als stockkonservativ und schlimmstenfalls als „nyilas“, als Nazi bezeichnen würde. (...) Für die Lehrerschaft war es eine ausgemachte Sache, dass wir, lauter Kinder aus besserem Hause, in Ungarn gehirngewaschen wurden und zu kleinen roten Ratten mutierten. Für die Kommunisten waren wir Volksfeinde (osztályidegen), für die ungarischen Emigranten im Westen Kommunisten. (...) Diese unangenehme Mischung aus Verbohrtheit, Unwissenheit, Gewalt und militantem Katholizismus hat in jedem von uns eine Ablehnungshaltung hervorgerufen (...). (Sq.5 von R1)

Von der konservativen Schule, der „Erziehungsanstalt“ nach der Matura befreit und durch die politische Stimmung der 68er begünstigt, vollzog R1 eine regelrechte Wende in Richtung antibürgerlicher Lebensweise. Als sich jedoch die Möglichkeit öffnete, etwas zu studieren, nämlich Literatur, das schon längst zu seinem Hobby geworden war und zugleich seinem kulturellen Hintergrund sehr nahe stand, wurde er von dieser Möglichkeit geradezu verschlungen und schob alles, was für ihn zu einer wissenschaftlichen Laufbahn nicht zu passen schien, sukzessive in den Hintergrund.

Einmal, im Frühjahr 1975, sagte mir ein Bekannter, der damals Allgemeine und Vergleichende Sprachwissenschaft studierte, dass sich in seinem Institut in der Liechtensteinstraße ein komischer ungarischer Professor eingenistet hat, der auch Vorlesungen halten sollte. Ich wusste noch aus der Zeit meines Studiums, dass immer wieder ungarische Gastprofessoren an die Universität Wien eingeladen wurden, einige habe ich damals auch gehört, und so beschloss ich, auch diesem einen Besuch abzustatten. Wir waren einander auf Anhieb sympathisch, er lud mich zu einem Mittagessen ein, und wir wurden handelseinig. Es stellte sich heraus, dass jenes neu errichtete Institut, dem er vorstand, also eine sprachwissenschaftliche Einrichtung war, dass aber die Studienrichtung auch ungarische Literatur im Angebot hatte, ihm waren Gastprofessoren zugesagt worden. Wobei es auch einen Abschluss „Ungarische Literaturwissenschaft“ geben sollte. Mir schien, ich hörte nicht recht: Ungarische Literaturgeschichte wäre mein Wunschstudium gewesen, bloß wurde es im Westen nirgendwo angeboten, und in Ungarn wollte ich nicht studieren, vorgewarnt durch das abschreckende Beispiel zahlreicher Studenten, die zu Spitzeldiensten erpresst wurden. Also habe ich keinen Augenblick lang gezögert, kündigte in der Druckerei, ließ mich erneut immatrikulieren und war ab dem Sommersemester 1975 wieder Student. Die beinahe sechs Jahre dieses Studiums haben sich fundamental von meinen Bildungsversuchen zuvor unterschieden. Es war ein tolles Studium, ich hatte hervorragende Assistenten und Professoren, und ich legte mich gern ins Zeug. Bereits im Sommersemester machte ich die erforderliche Anzahl von Prüfungen, um wieder Studienbeihilfenberechtigter zu werden, ab dem vierten Semester bis zum Schluss bezog ich ein Begabtenstipendium. Je mehr ich gefordert wurde,

umso mehr vermochte ich zu leisten, und ich arbeitete gern. Es war sozusagen eine gefundene Berufung, ein ganz seltener Glücksfall. (Sq.6 von R1)

R1 betrat die Uni als Assistent vor mehr als zwanzig Jahren, und er ist am selben Institut Professor sowie Autor zahlreicher Werke. Es ist aber an dieser Stelle anzumerken, dass in der Erwerbung der Assistentenstelle – wie wir aus anderen Quellen erfahren haben – auch der Zufall eine maßgebliche Rolle gespielt hat. Denn wenn der „westliche Konkurrent“, der die Stelle bereits besetzt hielt, (wegen manchen Unstimmigkeiten mit dem Vorstand) diese nicht zurückgelegt hätte, hätte der Verlauf der Karriere von R1 wohl eine andere Richtung genommen.

Zu jener Zeit war Ungarn, das Land, in dem ich unzählige Konkurrentinnen und Konkurrenten gehabt hätte, hermetisch abgeriegelt. Im Westen hat es einige – wenige – Leute mit meiner Qualifikation gegeben, doch wurden in Wien Österreicher so eindeutig bevorzugt, dass es niemandem aus Deutschland oder Frankreich eingefallen wäre, sich um diese Stelle zu bewerben. Und in Österreich war ich der Einzige, es gab niemanden außer mir. Ich habe mich bis zur Habilitation drei Mal beworben, für zwei, für vier und noch einmal für vier Jahre, und jedes Mal war meine Bewerbung die einzige. In den 90ern begann sich diese Situation grundlegend zu ändern, aber da war ich bereits definitiv angestellt. (Sq.7 von R1)

Im skizzierten transnationalen, kulturwissenschaftlichen Raum sowie im österreichischen und ungarischen akademischen Feld im allgemeinen Sinn kommt R1 eine arrivierte und bestimmende Position zu; also in allen drei wissenschaftlichen Räumen eine relativ hohe Position, die er jedoch aufgrund der nach der 89er-Wende verstärkt auftretenden *Felddynamik* und der erhöhten Konkurrenz unter den betreffende Akteuren insbesondere im neu entstandenen transnationalen Raum immer wieder neu behaupten musste und muss – und das trotz österreichischer universitärer Pragmatisierung.

Interpretation der Karriere

R1 entstammt aus einer adeligen Familie und bis zu seinem 15. Lebensjahr wurde er auch von dieser Lebenseinstellung mitgeprägt. Wie bei solchen familiären Hintergründen üblich skizziert er im Interview seinen Stammbaum (etwa 300 Jahre zurückgehend) fließend und wie aus dem Stehgreif. „Es ist so, dass meine Familien, also väterlicher- und mütterlicherseits, sehr stark mit vielen Fäden eingebunden waren in das Königreich Ungarn, sie waren fast in allen Teilen des Königreiches präsent und die Familie mütterlicherseits hatte zusätzlich auch europäische Beziehungen. Das heißt, dass die väterliche Familie ursprünglich eine deutsche, aus Deutschland stammende Familie war.“ Diese Familie bzw. der Vater entstammt nicht aus adeliger Familie sondern dem so genannten Besitzbürgertum, das adelige Prädikat legte er sich möglicherweise selbst zu. So wie der früh verstorbene Vater absolvierten seine drei Söhne ebenfalls ein Studium.

Die Mutter entstammt einem historisch bedeutendem Grafengeschlecht mit familiären Verbindungen zu Deutschland und Österreich: „Diese Familie hat mehrere Zweige, und diese haben durchaus kontrovers an der Geschichte des Landes mitgemischt, wenn auch die meisten natürlich eher im Interesse von Hof und Krone.“ Bedingt durch die kommunistische Machübernahme im Jahre 1948, im Zuge dessen das gesamte Hab und Gut der in Budapest lebenden Familie enteignet worden war, kam R1 mit dem Arbeitermilieu Zug für Zug in hautnahe Kontakt. In einem nahe gelegenen Park spielte sich ein bedeutender Teil dieses neuen Früheinflusses ab:

[Dieser Park] war der Treffpunkt der Straßenjungs, der lokalen Jugendbanden. Das war hochinteressant für uns, wir sind dort abgehangen von früh bis spät, und haben uns blitzschnell proletarische Manieren angeeignet. Sowohl was den Sprachgebrauch als auch was das Benehmen betrifft. Diese Entwicklung wurde von unserer Mutter natürlich mit Entsetzen registriert, als sie dann soweit wieder gesund war, dass sie mehr Zeit zu Hause als im Krankenhaus oder im Reha-Zentrum verbringen konnte – unsere Entwicklung war sicherlich mit ein Argument für die Auswanderung. Der Hauptgrund war, dass die Staatssicherheit sie nicht in Ruhe gelassen hat, nicht einmal als Schwerkranke. (Sq.9 von R1)

Hauptzüge der Professorenkarriere

Es gibt wohl keinen gesicherten Standpunkt, von dem ausgehend ermittelt werden könnte, ob die von Interviewten retrospektiv unternommenen Konstruktionen, also die Beschreibung des eigenen Karrierenverlaufs, völlig der „Wahrheit“ entspricht. Die folgende Analyse strebt daher an, den jeweiligen Karriereverlauf zu interpretieren, indem die aus den unterschiedlichen Perspektiven – des Beobachters und des erzählenden Subjekts – unternommenen Rekonstruktionen aufeinander bezogen werden.

Als erstes stellten wir uns die Frage, welche Bedingungen der eigenen Karriere R1 bei seiner Erzählung ausgelassen bzw. wie er die herangezogenen Faktoren ausgelegt hat. Von den Kategorien des vierstündigen Interviews, die der Erzähler als Bedingungen der eigenen Karriere heranzieht, sind die folgenden zentral: Er rückt die Rolle des Zufalls, die politische Situation, die objektiven Einstiegsbedingungen in die Humanwissenschaften am Ende der 70er Jahre, seine familiäre, soziale Herkunft und die eigene Veranlagung in den Mittelpunkt seiner Erzählung. Wobei die Veranlagung zur Rebellion, die in diesem und bei in der Vergangenheit gegebenen Interviews eine zentrale Stelle zu haben scheint, sich also nicht nur explizit manifestiert, sondern wiederholt angeführt wird. Da der Hang zum Rebellischen, Oppositionellen relativ häufig und betont zum Ausdruck gebracht wird, erweckt dieser den Anschein einer zentralen identitätsstiftenden Eigenschaft der Person.

Ich und meine Brüder waren seit unserer Geburt Oppositionelle. So fiel es mir wesentlich leichter, mich mit den Pariser Street Fighters zu identifizieren als mit den lieben deutschen und italienischen adeligen Verwandten und Bekannten, mit unseren netten Gastgebern. Unsere Mutter hat wieder in ihre Kreise zurückgefunden, für uns gab es kein Zurück. 1968 hat mir dabei geholfen, zu akzeptieren, dass ich auch im Westen, so merkwürdig das ist, Oppositioneller bleiben werde. Uns – mir – ist die oppositionelle Rolle aufgedrängt worden, und das konnte nicht so leicht abgelegt werden, es schien mir nicht möglich, von einem Augenblick zum anderen einen Rollentausch zu machen und die Bühne als Establishment-Typ zu betreten. (Sq.10 von R1)

Der Ausgangspunkt der Interpretation soll mit Rücksicht auf die Position (da im Interview kein expliziter Bezug dazu hergestellt wurde), aus der die Stellungnahmen des Interviewten bezogen wurden, verankert werden. R1 ist ein anerkannter Professor und Wissenschaftler in seinem Fachgebiet. Wenn man diese Tatsache mitreflektiert, bekommt sein zitierter Hang zur Opposition eine weitere Bedeutungsdimension. Es stellt sich die schwierige Frage, ob dieser für ihn immer schon existierende Hang tatsächlich eine kontinuierliche, organisatorische und als

solche auch bewusst eingesetzte bzw. sich einsetzende Kraft gewesen war? Oder wurde sie, als einer der bedeutenden *Organisatoren* seiner Laufbahn, erst aus dem jetzigen (arrivierten) Standpunkt sowie im Prozess des Erzählens überhaupt zu einer solchen erhoben (weil sie sich für ihn selbst als zentral erwiesen hat)? Und könnte diese rebellische Neigung nicht auch zu einem solchen Organisator erhoben worden sein, um der eigenen Biographie – die er durch viele Brüche gekennzeichnete wissen möchte – eine abgerundete und zusammenhängende Form zu geben?

Nach längerem Lavieren zwischen möglichen Wegen und manchen Alternativlösungen entschied sich R1 am Schluss des Experiments für ein so genanntes normales bürgerliches Leben. Obwohl der Interviewpartner diese Entscheidung wegen der erkannten Unzulänglichkeit des erprobten Kommunenleben trifft, hängt sie doch mit dem sich als geeignet erwiesenen Studium untrennbar zusammen; damit, dass die Verlockungen, die das neu entdeckte Studium und das damit einhergehende Leben bei ihm auszulösen vermochten, sich als passender erwiesen. Als passender konnten sie sich allerdings nur erweisen, weil die Konditionierungen, die kulturellen und sonstige Codes, die er sich bis dahin angeeignet hatte, bedeutende Entsprechungen fanden.

Zum Habitus

Wir haben es im großen und ganzen mit einer Karriere zu tun, die nur durch die relativ günstige Situation in den 70er und 80er Jahren im geisteswissenschaftlichen Feld überhaupt entstehen konnte: Konkret dadurch, dass gerade zur richtigen Zeit und am richtigen Ort ein Institut gegründet wurde, welches von den künftig Mitwirkenden Dispositionen abverlangte, die angesichts des Feldzustandes R1 im überdurchschnittlichen Maß zur Verfügung hatte. Der primäre Habitus, mit dem R1 in den Wissenschaftsbetrieb eintrat, weist einen ausgeprägten Sinn für Disziplin und Verantwortung auf; teils einverleibte aristokratische Orientierungen erfuhren durch die Kontakte zur Arbeitklasse bereits in der Kindheit maßgebende Änderungen und ließen eine spezifische Mischung von Denk- und Handlungsschemen sowie Bedürfnissen entstehen. Die Ursprünge dieser doppelt geprägten Klassifizierungsweisen werden in der Erzählung in einer rhetorisch verdichteten Form auf den Punkt gebracht und sie kommen in folgenden, eher metonymischen Sprachfiguren¹³ zum Ausdruck: das Aristo-Netzwerk (Unterstützer der Übersiedlung und der schulischen Ausbildung), der Park (erster Kontakt mit Straßenjungs), die Schlösser (Orte aristokratischen Lebens, an dem er Teil hatte), die Fabriken (Orte der Handarbeit, die er ausübte). All die Formulierungen stehen im Grunde für zwei für sich sprechende Welten, aus der die prägenden Einflüsse entstammen; Einflüsse, die den primären, d.h. denjenigen Habitus ausmachen, mit dem R1 das Feld der Wissenschaft vor 20 Jahren betrat.

Das bürgerliche Leben, das sich im Zuge des Experimentierens mit Alternativen als der gängigere Lebensweg erwies, all das, was in der Tat mit der gehobenen sozialen Stellung eines Professors in Österreich einhergeht und diesen in vielen Fällen auch äußerlich prägt, scheint nur einen Teil seines im Laufe der letzten 20 Jahre sich herausgebildeten Professoren-Habitus darzustellen. Denn der im erzählten Lebensverlauf wiederholt hervorgehobene Hang zum Oppositionellen nimmt mit der Wahl der bürgerlichen Lebensweise kein Ende, sondern findet seine Verlängerung oder differenzierte Weiterexistenz im Bereich des Forschungsschwerpunktes. Vermittelt durch die Wahl seiner Forschungsschwerpunkte (der im von uns nicht

¹³ Mehr zur Methode der hier angeschnittenen Sprachfigurenanalyse in: Z. Péter: Invarianten zur Person, Wien 2002.

weiter zu präzisierenden Kunstbereich angesiedelt und von seiner Erfahrungen mit Handarbeit kaum zu trennen ist) ist Respondent 1, trotz relativ hoher Position im angeführten transnationalen Raum und im gesamten akademischen Feld Österreichs und Ungarns, zu den eher oder zugleich zu den rebellischen oder oppositionellen Akteuren des intellektuellen Feldes (und der gesamten Gesellschaft) und weniger zu den systemschützenden Akteuren zu zählen.

Fazit

In diesem Teil des Projekts wurden zwei Professoren und ein Geisteswissenschaftler der kommenden Generation im Hinblick auf ihre Karrierenverläufe untersucht. Wir haben außerdem mit fünf weiteren etablierten Wissenschaftlern aus dem selben Berufsfeld Interviews geführt, einige methodologische Aspekte der Biographieforschung erarbeitet und die Interpretation der Interviews den Befragten gezeigt sowie mit ihnen über unsere Rekonstruktionen diskutiert, sprich eine *kommunikative Validierung* durchgeführt.

Auf der im Vorprojekt ausgeführten und im vorliegenden Diskussionsteil kontextualisierten feldtheoretisch orientierten Methode basierend wurden drei Interviews mit einem eigenständigen textanalytischen Ansatz interpretiert. Die Kontextanalyse lässt bereits einige generalisierbare Aspekte des untersuchten sozialen Raumes zu. Z.B.: Analog zum gesamten akademischen Feld Österreich ist der Anteil der Wissenschaftlerinnen auch in dem untersuchten Feld erheblich geringer als der der Wissenschaftler (auf fünf etablierte Wissenschaftler kommt nur eine einzige Wissenschaftlerin). Bis auf den einen Akteur der kommenden jüngeren Generation haben alle fünf der bislang untersuchten etablierten Wissenschaftler ihre Laufbahn gleich nach dem Studium als Assistenten begonnen und sind kontinuierlich im gleichen Berufsfeld geblieben. Damit liegt bereits ein Merkmal der in den 70er Jahren begonnenen Karrierenverläufe vor, das für die in den 90er Jahren begonnenen Laufbahnen (deren Untersuchung noch bevorsteht) höchstwahrscheinlich nicht mehr gelten wird.

Eines der wichtigsten Anliegen der Analyse der Karrieren war es, zu zeigen, dass einige der sehr häufig angewendeten Begriffe – Identität, Gesellschaft, Integration, Nationalität usw. – ein unzureichendes Instrumentarium darstellen, um die Entwicklung einer Karriere, d.h. ihre Stationen und Bedingungen, halbwegs detailliert rekonstruieren zu können. Gleich welche der untersuchten Karrieren man hernimmt – es zeigt sich, dass jene Einheiten, die diese Begriffe in der Regel implizieren, nicht vorzufinden sind. Die drei untersuchten Akteure haben z.B. eher eine Art abwechselndes, sich sozial bedingt änderndes *Inseldasein* und einen damit einhergehenden *Habitus* gemeinsam als eine sich linear entwickelnde Identität. Insbesondere bei R2 und R3 sind diese Aspekte auffallend: In beiden Fällen verließen die Akteure eine durch und durch als repressiv geltende „Gesellschaft“, doch ihr eigenes Leben und ihre berufliche Entwicklung waren gut nachweisbar von diesem allgemein geltenden, sozialen Merkmal, nämlich der kommunistischen Repression, nur in einem äußerst geringen Maß betroffen.